



Grußwort

Das Humboldt Lab Dahlem war ein Projekt der Kulturstiftung des Bundes in Zusammenarbeit mit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Es entwickelte für das geplante Humboldt-Forum in Berlin-Mitte neue Formen der Darstellung von Artefakten des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin in Dahlem. Am Anfang des Experiments stand die Frage, wie die Begegnung mit den Dingen, die ein Museum beherbergt, einen neuen Blick auf unsere Gegenwart des Globalen aufschließen kann. Bei seiner Suche nach Lösungen bezog das Humboldt Lab Dahlem deshalb WissenschaftlerInnen, KustodInnen, KuratorInnen und KünstlerInnen gleichermaßen ein. Die Resultate wurden im Rahmen sogenannter „Probebühnen“ im laufenden Museumsbetrieb regelmäßig präsentiert und zur Diskussion gestellt. Auf diese Weise gab das Humboldt Lab Dahlem Impulse für den Umgang mit aktuellen Herausforderungen hinsichtlich Präsentation und Vermittlung, vor denen auch andere Museen in Deutschland und Europa stehen.

Hortensia Völckers

Künstlerische Direktorin

Kulturstiftung des Bundes

Prof. Dr. Hermann Parzinger

Präsident

Stiftung Preußischer Kulturbesitz

(K)ein Platz an der Sonne / Teaser

Die Geschichte der ethnologischen Museen ist eng mit der Geschichte des Kolonialismus verflochten. Nicht zuletzt deshalb muss Kolonialismus im Museum thematisiert werden. Die Vermittlung des Themenkomplexes an Jugendliche steht dabei vor besonderen Herausforderungen: Sie wollen nicht nur kognitiv, sondern auch emotional angesprochen werden. Handlungsorientierung, Interaktives und Atmosphärisches spielen bei der Ausstellungsgestaltung eine große Rolle. Wie aber lässt sich ein so gewaltsames Thema adäquat für junge Menschen darstellen? Vor allem dann, wenn neben historischen Fakten auch Folgen wie Alltagsrassismus offenbar werden sollen? Das Projekt „(K)ein Platz an der Sonne“ suchte vielstimmige Lösungen, die mit Daten, Videos und Spielen deutlich machten, dass Kolonialismus und Rassismus Teil der deutschen Geschichte sind – die sich aus unterschiedlichen Perspektiven verschieden erzählen lässt.

(K)ein Platz an der Sonne / Projektbeschreibung

Das „Schweigen über“ transparent machen

von Ute Marxreiter

„Mit einem Worte: wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.“ In Abwandlung des berühmten Zitats des späteren Reichskanzlers Bernhard von Bülow, mit dem er 1897 die Kolonialpolitik des deutschen Kaiserreichs in Afrika voranbringen wollte, beschäftigt sich das Projekt „(K)ein Platz an der Sonne“ mit der deutschen Kolonialgeschichte und ihren Verflechtungen mit dem Ethnologischen Museum. Im Zentrum stand die Frage, wie sich dieses Thema an junge BesucherInnengruppen vermitteln lässt.

Im zukünftigen Humboldt-Forum werden vier Flächen explizit für Kinder, Jugendliche und Familien gestaltet, sogenannte Juniorflächen. Eine dieser Flächen befindet sich in direkter Nachbarschaft der Ausstellungsmodulen zu Afrika. Da Kolonialismus in diesen Ausstellungsbereichen Thema sein wird, ist es



naheliegender, die angrenzende Juniorfläche für eine verdichtete Präsentation zu diesem Themenkomplex zu nutzen. Während die Ausstellungsbereiche zu Betrachtung und Kontemplation anregen, ist auf den Juniorflächen das Anfassen, Ausprobieren und Selbermachen erwünscht. Diese augenscheinliche Diskrepanz lässt viele Museen die Bereiche für Kinder und Jugendliche separieren und in eigene Kindermuseen auslagern. Es ist also ein mutiger Schritt seitens des Ethnologischen Museums, die Juniorflächen in den Ausstellungsfluss zu integrieren.

Im Rahmen des Humboldt Lab-Projekts sollten szenografische Umsetzungen des Themas Kolonialismus erprobt werden, die starke Berührungspunkte zur Alltagsrealität der Jugendlichen von heute haben. Handlungsorientierung, Interaktives, Atmosphärisches und das Erlebnis sollen im Vordergrund der Ausstellungsgestaltung stehen. Was aber wollen wir Kindern und Jugendlichen zum Thema Kolonialismus in Afrika vermitteln? Neben einer gewaltvollen Kolonialgeschichte, die Deutschland in diversen afrikanischen Regionen zu verantworten hat und in die das Ethnologische Museum mit der „Erwerbung“ von zehntausenden von Objekten verstrickt ist, finden sich zum Thema Afrika in nahezu allen Lebensbereichen bis heute eine erschreckende Anzahl an Klischees, Rassismen und Exotisierungen.

Projektentwicklung

Als Initiatorin des Projekts habe ich auf die Kraft eines heterogenen, kleinen Teams von 5 Personen gesetzt, die aus unterschiedlichen Kompetenzen heraus in diversen Workshops Ideen und Strategien entwickelten. Drei Feststellungen waren uns wichtig, um unsere Herangehensweise und Haltung zu definieren. Zum einen wirken koloniale Strukturen bis heute in unsere Lebenswelt hinein; besonders im Alltag vieler Jugendlicher spielen Aspekte und Folgen kolonialer Herrschaft, wie Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Rassismus, Ausgrenzung und Gewalt, immer noch eine Rolle. Gleichzeitig wird das Thema im deutschen Schulunterricht eher marginal behandelt. Und nicht zuletzt sehen wir beim Ethnologischen Museum eine besondere Verantwortung für diese Problematik, sind doch alle völkerkundlichen und ethnologischen Museen im Kontext des Kolonialismus entstanden.

Aufklärung, Sensibilisierung und das Thematisieren von Erinnerungskultur leiteten sich für uns daraus als Vermittlungsziele ab. Dabei verfolgten wir einen postkolonialen Ansatz, der davon ausgeht, dass Kolonialismus mit den formalen Unabhängigkeitserklärungen nicht abgeschlossen ist und dass es für die Behandlung des Themas essenziell ist, auch das „Sprechen über“ und das „Schweigen über“ transparent zu machen. Ebenso müssen Wechselbeziehungen und Verflechtungen zwischen den verschiedenen AkteurInnen offengelegt werden.

Für unsere Arbeitsweise hieß das konkret, dass wir Definitionsmacht und Autorität an zum Teil aktivistische AkteurInnen abgeben wollten, die das Ethnologische Museum und die Planungen für das Humboldt-Forum äußerst kritisch betrachteten. Dies erwies sich in der Praxis jedoch als nicht ganz einfach: Nicht alle wollten mit uns ins Gespräch kommen oder mit uns zusammenarbeiten.

Der Raum

Wir fokussierten „(K)ein Platz an der Sonne“ auf den deutschen Kolonialismus zwischen 1884 und 1914, um das umfangreiche Thema auf 100 Quadratmetern für Jugendliche darstellbar zu machen und auch den konkreten Bezug zum Ort Berlin zu stärken.

Entstanden ist eine Ausstellungsfläche mit einem Intro und fünf verschiedenen Themeninseln, die wesentliche Aspekte der deutschen Kolonialgeschichte in Afrika zeigen. Die Themeninseln laden zur aktiven Auseinandersetzung ein: zwei Stationen machen wesentliche Fakten anschaulich, Stationen zum Thema Alltagsrassismus und zu Fragen der Dekolonisierung schlagen den Bogen zur Gegenwart. So spielt sich etwa der junge Schwarze Deutsche Sidney Frenz in einem Videoclip humorvoll alle Klischees von der Seele, die im Alltag ständig an ihn herangetragen werden: „Darf ich mal Ihre Haare anfassen?“, „Sprechen Sie Afrikanisch?“.

Gegenwartsbezug spielte auch bei der Themeninsel zum Genozid an den Herero eine besondere Rolle. Tatsächlich wurde der Bezug hier von aktuellen politischen Ereignissen quasi „überholt“: Im Juli 2015, kurz nach der Eröffnung der Probebühne 7, wurde der Völkermord an den Herero und Nama auf einer Pressekonferenz der Bundesregierung erstmalig so benannt und damit anerkannt. Für uns war es eine besondere Freude, unser Ausstellungsmodul entsprechend zu aktualisieren, hatten wir doch darin die Historie des langen und zähen Ringens um diese Anerkennung im deutschen Bundestag explizit thematisiert und



Israel Kanautjike als Herero-Nachfahre und Aktivist in einem Interview um seine Sicht auf dieses Thema gebeten.

Zur Darstellung historischer Zusammenhänge gestalteten wir eine Zeitschiene mit verschiedenen Perspektiven: Was war aus Sicht der deutschen BesatzerInnen wesentlich? Wie hat sich die Geschichte für die afrikanischen WiderstandskämpferInnen dargestellt? Jeweils fünf zentrale Ereignisse wurden als bewegliche Aufsteller auf der Zeitschiene angeordnet. So wurde erlebbar, dass Fakten verschieden interpretiert werden, Geschichte unterschiedlich erzählt wird und niemals abgeschlossen ist. Zwischen beiden Perspektiven konnten die BesucherInnen anhand von Symbolen das Anwachsen der Objekte in der Afrika-Sammlung des Ethnologischen Museums verfolgen: von rund 3500 Objekten im Jahr 1880 auf über 60.000 Objekte im Jahr 1920.

In die Hochzeit der deutschen Kolonialaktivitäten in Westafrika um 1900 führte die BesucherInnen ein Videospiel. Indem sie in die Rolle eines afrikanischen Königs im Kameruner Grasland schlüpfen, erschlossen sich auch Hintergründe zu einigen Objekten in den Afrika-Sammlungen. Es wurde beispielsweise nachvollziehbar, warum König Njoya, der für den König im Spiel das historische Vorbild war, dem deutschen Kaiser jenen Thron schenkte, der heute zu den Glanzstücken der Afrika-Sammlungen im Ethnologischen Museum zählt. König Njoya versuchte mit diesem großen Geschenk die Beziehungen zum deutschen Kaiserreich positiv zu beeinflussen. Im Spiel wird klar, wie schwierig seine Situation war und wie sehr diese von gewaltsamen Konflikten mit den deutschen Besatzern bedroht war.

Ausblick

Ob es unserem Studienraum gelingt, das Thema deutscher Kolonialismus im Kontext des Ethnologischen Museums Jugendlichen näherzubringen, wird sich zeigen: Ab Spätherbst 2015 sind SchülerInnen als ExpertInnen eingeladen, den Raum zu erkunden und zu evaluieren.

Wir sind sehr gespannt, ob sich die Verbindung von Alltagsrassismus und Kolonialgeschichte erschließt und ob die jungen BesucherInnen durch unsere Ausstellung emotional berührt werden. Insbesondere über diesen Punkt hatten wir bei der Projektentwicklung viele Diskussionen geführt: Wie gelingt der Spagat zwischen Benennung von gewaltsamen historischen Fakten und unserer pädagogischen Verantwortung gegenüber Jugendlichen, diese nicht zu traumatisieren? Welche Rolle spielt Empathie? Wie müssen wir mit Bildmaterial umgehen?

Auf diese und weitere Fragen erhoffen wir uns Antworten und Anregungen, die in die Ausarbeitung der Juniorfläche für das Humboldt-Forum einfließen. Die ersten Diskussionen zu dem Projekt, die mit Gruppen von Studierenden und BesucherInnen geführt wurden, stimmen optimistisch: Alltagsrassismus, Dekolonisierung und „politisch korrekte“ Sprache sind offenbar Themen, die alle beschäftigen und die zu emotionalen und engagierten Gesprächen führen.

Ute Marxreiter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin für Vermittlung im Ethnologischen Museum und Museum für Asiatische Kunst. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die Entwicklung der Juniorflächen für das Humboldt-Forum.

(K)ein Platz an der Sonne / Positionen

„Erst die Erde umwälzen, dann neu säen“

Cassandra Ellerbe-Dück ist Diversity-Trainerin und Mitglied des KuratorInnenteams von „(K)ein Platz an der Sonne“. Israel Kaunautjike ist Herero-Nachfahre und beteiligte sich als Gesprächspartner zum Thema Völkermord an der Ausstellung. Im Gespräch berichten sie über Erfolge und Schwierigkeiten der Zusammenarbeit von Institution und AktivistInnen, verpassten Chancen und nötigen Revisionen.

Interview: Anne Haeming

Herr Kaunautjike, als Sie gefragt wurden, ob Sie sich an der Ausstellung beteiligen: Was war Ihre erste Reaktion?

Israel Kaunautjike: Ich habe mich gefreut, denn die Geschichte des deutschen Kolonialismus und der



Völkermord an den Herero muss in die Öffentlichkeit. Es reicht nicht, nur die Erwachsenen anzusprechen, man muss auch Kinder adressieren. Der Kolonialismus – und was daraus entstanden ist – betrifft uns alle.

Und Sie, Frau Ellerbe-Dück?

Cassandra Ellerbe-Dück: Ich habe das Vorhaben begrüßt, war aber auch etwas skeptisch. Weil ich wusste, dass viele Menschen aus der afrikanischen Community das Ethnologische Museum und das Humboldt-Forum sehr kritisch sehen. Aber man muss sich damit auseinandersetzen, wie koloniale Denkweise auch heute Teil unseres Alltags ist. Mein Part war, Aspekte zur rassistischen Sprache und zu rassistischen Bildern einzubringen.

Hatten Sie Bedingungen, bevor Sie zusagten?

Ellerbe-Dück: Ich sagte: „Ich kann mich nur an dem Projekt beteiligen, wenn es uns gelingt, einen rassismuskritischen Blick zu vermitteln.“ Das haben wir, finde ich, geschafft.

Was waren denn Ihre liebsten Schaustücke?

Kaunatjike: Oh, mir hat alles sehr gut gefallen.

Ellerbe-Dück: Ich finde vor allem gut, dass es uns gelungen ist, ein Thema wie Alltagsrassismus für 14-Jährige zugänglich zu machen. Etwa indem wir das Filmprojekt des jungen Sidney Frenz zeigten und so überlegen ließen, wieso manche Leute Schwarzen Menschen in die Haare greifen, wieso es jenen anderen Begriff für Schokoküsse gibt, warum jemand sagt: „Hier sieht es aus wie bei den Hottentotten“. Ich wollte auch viele Texte, Beispiele, Filme aus der afrikanischen Diaspora nutzen – doch deren UrheberInnen haben alle „Nein“ gesagt.

Wieso?

Ellerbe-Dück: Mir wurde etwa gesagt: „Ich mag Dich und Deine Arbeit – für eine andere Institution sofort. Aber da? Nee.“

Welche Institution: das Ethnologische Museum oder das, was in Form des Humboldt-Forums daraus werden soll?

Ellerbe-Dück: Sie wollen mit dem Humboldt-Forum nichts zu tun haben. Ich verstehe das. Meine Erfahrung mit dem Humboldt Lab war aber positiv: Wir haben im KuratorInnenteam viel diskutiert, waren aber alle IdeengenossInnen.

Herr Kaunatjike, wie reagierten Ihre Mitstreiter auf Ihre Beteiligung?

Kaunatjike: Alle respektieren, dass es meine Pflicht ist, über den Völkermord und den deutschen Kolonialismus in Westafrika zu sprechen, sooft ich kann. Die Diskussion um „Humboldt 21“ kenne ich, und die Gruppen, die dagegen kämpfen, sagten zu mir: „Israel, mach Dein Ding“. Über deren Anliegen habe ich nicht geredet – nicht um einen Konflikt zu vermeiden, sondern schlicht, weil es nicht der Schwerpunkt meiner Arbeit ist.

Wie würden Sie das Grundproblem beschreiben? Es gab und gibt ja das Begehren von Museumsseite, mit Vertretern der Community zusammenzuarbeiten.

Ellerbe-Dück: Ich bin zu spät zur KuratorInnengruppe der Schau „(K)ein Platz an der Sonne“ dazugestoßen, um zu beurteilen, welche Gespräche wie stattgefunden haben. Aber man kann festhalten: Sie sind gescheitert. Man muss auch miteinander reden *wollen*. Viele verstehen gar nicht, worum es uns geht. Wer fordert, dass nur von der „M*-Straße“ gesprochen wird, ohne den Straßennamen ganz auszusprechen ...

... Sie meinen die „Mohrenstraße“ in Berlin-Mitte ...

Ellerbe-Dück: ... wird von den Institutionen schnell als „radikal“ bezeichnet.

Kaunatjike: Die sogenannten „Radikalen“ haben etwas gefordert, daraufhin haben die anderen gesagt: Nein, wir verteidigen unsere Beute. Ab da hat keiner dem anderen mehr zugehört. Der „Crash“ hat Beulen verursacht, die man nicht so leicht wieder rausbekommt.

Ellerbe-Dück: Dabei meint „Radix“ etymologisch „Ursprung“: Genau das wollen wir, an die „Wurzel“ gehen – und dann schauen, wie wir die Situation ganz neu denken können.



Wie ließe sich diese verknotete Situation lösen?

Ellerbe-Dück: Klar ist: Auch *people of color* müssen am Konzept des Humboldt-Forums beteiligt werden. Die Entscheider sollten darüber nachdenken, wie es so weit kommen konnte, dass die afrikanische Diaspora nichts damit zu tun haben möchte – statt uns und unsere Interessen als zu extrem abzuqualifizieren.

Kaunatjike: Die deutsch-namibischen Gesellschaften nennen mich übrigens auch radikal, nur weil ich mit Recht von der Bundesregierung fordere, dass sie das Massaker der Deutschen an den Herero und Nama als Völkermord anerkennt.

Apropos: „(K)ein Platz an der Sonne“ benennt es klar als „Völkermord“. War das von vorneherein unumstritten?

Ellerbe-Dück: Wir haben die Kinder und Jugendlichen in diesem Teil der Ausstellung selbst entscheiden lassen. Wir haben die Fakten aufgelistet und Bilder gezeigt, sodass sie überlegen konnten: So viele Leute wurden ermordet, ihr Land wurde ihnen weggenommen, sie wurden in Konzentrationslager gepfercht – in welche Kategorie von Unrecht gehört das?

Wie finden Sie diese Strategie, Herr Kaunatjike?

Kaunatjike: Gut. Ich kämpfe seit so vielen Jahren dafür, dass die Bundesregierung den Völkermord anerkennt. Immerhin benutzt Bundestagspräsident Lammert mittlerweile diesen Begriff.

Ein Aspekt der Auseinandersetzung sind die Objekte der ethnologischen Sammlung selbst. Ich war überrascht, dass in der Schau kein einziges zu sehen war.

Ellerbe-Dück: Es ist doch so: Junge Menschen schauen sich Objekte an und gehen weiter, da bleibt nichts hängen. Deswegen haben wir die Schau konsequent interaktiv aufgebaut: So setzen sie sich unmittelbarer mit dem Thema auseinander. Egal ob sie Texte lesen oder das Computerspiel ausprobieren über den Konflikt in Bamun, dem Kameruner Grasland, bei dem sie eben ausnahmsweise aus der Perspektive eines Bamuner Oberhauts Entscheidungen darüber treffen müssen, wie man am besten mit den Kolonialherren verhandelt.

Kaunatjike: Es muss vor allem geklärt werden, welche der 75.000 Objekte der Afrika-Sammlung in Dahlem Raubkunst sind und welche nicht. Wie etwas im Museum gelandet ist, müsste in Zukunft auch bei den Objektbeschriftungen stehen – und nicht nur „Namibia, 19. Jahrhundert“.

Finden Sie, ein ethnologisches Museum hat nach wie vor Existenzberechtigung?

Ellerbe-Dück: Das ist eine komplexe Frage. Aber die ethnologische Haltung und die Institution brauchen ein Update, ein Makeover. Teil davon muss sein, dass mehrere Stimmen involviert sind und nicht nur eine Seite der Geschichte gezeigt wird.

Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, formulierte es ähnlich: Das Humboldt-Forum solle eine „mehrstimmige Erzählung zu einem Objekt aus unterschiedlichen Blickwinkeln“ zeigen – „unseren, den der Anderen und vielleicht einen gemeinsamen“.

Ellerbe-Dück: Das geht aber nur, wenn Vertreter der Communities als Entscheidungsträger in die Strukturen eingebunden sind. Nur so lässt sich der Status quo aufbrechen. Zudem ist doch wissenschaftlich längst bewiesen, dass vielfältige Teams besser und kreativer arbeiten. Es gibt so viele hochqualifizierte *people of color*, die im Kultur- und Museumsbereich tätig sind, egal ob in Afrika oder in der Diaspora!

Kaunatjike: Oft scheitert es daran, dass Mitläufer an Bord geholt werden, die dem zustimmen, was die Entscheidungsträger sowieso wollen. Und die, die anderer Meinung sind, werden sofort wieder als „radikal“ abgestempelt.

Ellerbe-Dück: Das ist Ausdruck der Tendenz, alle Afrikaner als homogene Masse zu sehen. Man übersieht, dass für solche Aufgaben nicht irgendwer in Frage kommt – sondern nur jemand, der ein politisches Bewusstsein hat und unbequeme Fragen stellt.

Also ist das Problem nicht, dass es mit dem Humboldt-Forum ein neues ethnologisches Haus geben soll, sondern nur das Wie?

Ellerbe-Dück: Die Idee, all die Sammlungen an einem Ort zusammenzubringen, ist meiner Meinung nach nicht falsch. Aber ich kann doch nicht Objekte von Punkt A nach Punkt B transportieren, ohne deren Provenienz an Punkt A bereinigt zu haben. Wenn ich ein Gemüsebeet anlege, muss ich auch erst die Erde umwälzen, bevor



ich neu säe.

Kaunatjike: Der Meinung bin ich auch. Die meisten Objekte gehören hier überhaupt nicht her und müssten zurück nach Afrika. Danach kann man vielleicht eine neue Sammlung starten – auf legalem Weg. Wir haben kein Problem mit dem Museum an sich, nur mit der Historie der Objekte. Ein Museum hat die Pflicht, historisch und politisch gerecht zu sein.

Anders formuliert: Das Ethnologische Museum muss sich als historisches Museum begreifen, das seinen Ausdruck in Kunst und anderen Gegenständen findet?

Ellerbe-Dücker: Genau. Es ist ein sozio-politisches Konstrukt und das muss selbstreflexiv thematisiert werden.

Und wie?

Ellerbe-Dücker: Ich habe zu wenig Einblick in die Struktur der Institution, um mich dazu qualifiziert zu äußern.

Ist das Teil des Problems? Würde es helfen zu sagen: Schaut, das sind die infrastrukturellen Rahmenbedingungen, lasst uns gemeinsam schauen, was machbar ist?

Ellerbe-Dücker: Der Aufbau des Hauses ...

... also der institutionelle Zusammenhang in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz von Humboldt-Forum, Humboldt Lab Dahlem und Ethnologischem Museum sowie deren Aufgabengebiete ...

Ellerbe-Dücker: ... ist in der Tat intransparent. Ein offener Dialog, auch genau darüber, wäre Voraussetzung.

Kaunatjike: Beide Seiten bräuchten einen Moderator oder Mediator. Es muss nicht der UNO-Generalsekretär sein, aber irgendjemand muss vermitteln, um die Gruppen wieder zusammenzubringen.

Wie sollte das ablaufen? Öffentlich, nicht-öffentlich?

Kaunatjike: Das kann doch kein Geheimgespräch sein, das Museum ist ein öffentlicher Ort, wir leben in einem demokratischen Land.

Ellerbe-Dücker: Natürlich möchte ich daran teilhaben. Mein Steuergeld fließt in dieses Haus! Es wird nicht immer Friede, Freude, Eierkuchen sein, da werden auch die Fetzen fliegen. Aber wir müssen stark genug sein, um mit *commitment* zusammen durchs Feuer zu gehen. Ich bin immer der Meinung: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Inwiefern könnte eine weitergehende Neudefinition des Humboldt-Forum-Konzepts eine Chance sein, die koloniale Vergangenheit Deutschlands stärker in der Öffentlichkeit zu debattieren?

Ellerbe-Dücker: Für eine Revision der deutschen Geschichte wäre das wichtig. Die Stimmen derjenigen, die kolonisiert wurden und die ihrer Nachfahren müssen endlich gehört und respektiert werden. Unsere Schau „(K)ein Platz an der Sonne“ war ein erster Schritt: wie ein Tropfen im Ozean, der anfängt Wellen zu schlagen.

Dr. Cassandra Ellerbe-Dücker ist Kulturwissenschaftlerin und Anthropologin sowie Diversity Trainerin. Sie war Fellow der Bayreuth Academy of Advanced African Studies sowie Patin des Fachforums „Rassismuskritisches Empowerment & rassismuskritische Bildung in der postmigrantischen Gesellschaft“. Zurzeit ist sie Vorstandsmitglied von Eine Welt der Vielfalt e.V. Berlin. Für das Humboldt Lab Dahlem arbeitete sie im kuratorischen Team von „(K)ein Platz an der Sonne“.

Israel Kaunatjike ist Herero-Aktivist des Bündnisses „Völkermord verjährt nicht“. Die Ausstellung „(K)ein Platz an der Sonne“ zeigte ein Videointerview mit ihm zum Thema.

Dr. Anne Haeming promovierte über postkoloniale Literatur und arbeitet als Kultur- und Medienjournalistin in Berlin.

(K)ein Platz an der Sonne / Credits

Ein Projekt im Rahmen der Probebühne 7, 25. Juni bis 18. Oktober 2015



Ein Projekt von: Ute Marxreiter, Charlotte Kaiser, Paul Beaury, Cassandra Ellerbe-Dücker, Indra Lopez Velasco
Mitarbeit und Beratung: Melcher Abramowski, Jugendliche der Black Diaspora School, Berlin, Amanda Caneiro de Santos, Sabine Dengel, Jonathan Fine, Christine Gerbich, Anna Huthmann, Paola Ivanov, Ann-Kristin Jürgensen, Paul Mecheril, Katharina Oguntoye, Margareta von Oswald, Verena Rodatus, Hanna Wiesener
Produktion: Charlotte Kaiser, Paul Beaury, Hanna Wiesener
Grafik: Hanna Halstenberg
Illustrationen: Salom Beaury
Script und Regie: Klangmixtur (Sabine Huthmann, Friederike Wigger)
Sprecher: Bettina Kurth und Moses Leo
Programmierung: Thomas Wiede
Ausstellungsaufbau: EMArt, Ruben Erber

(K)ein Platz an der Sonne / Impressum Dokumentation

Herausgeber: Humboldt Lab Dahlem, ein Projekt der Kulturstiftung des Bundes und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (2012–2015). Leitung: Martin Heller, Viola König, Klaas Ruitenbeek, Agnes Wegner

Redaktion: Christiane Kühl

Mitarbeit: Carolin Nüser

Korrektur: Elke Kupschinsky

Stand Oktober 2015

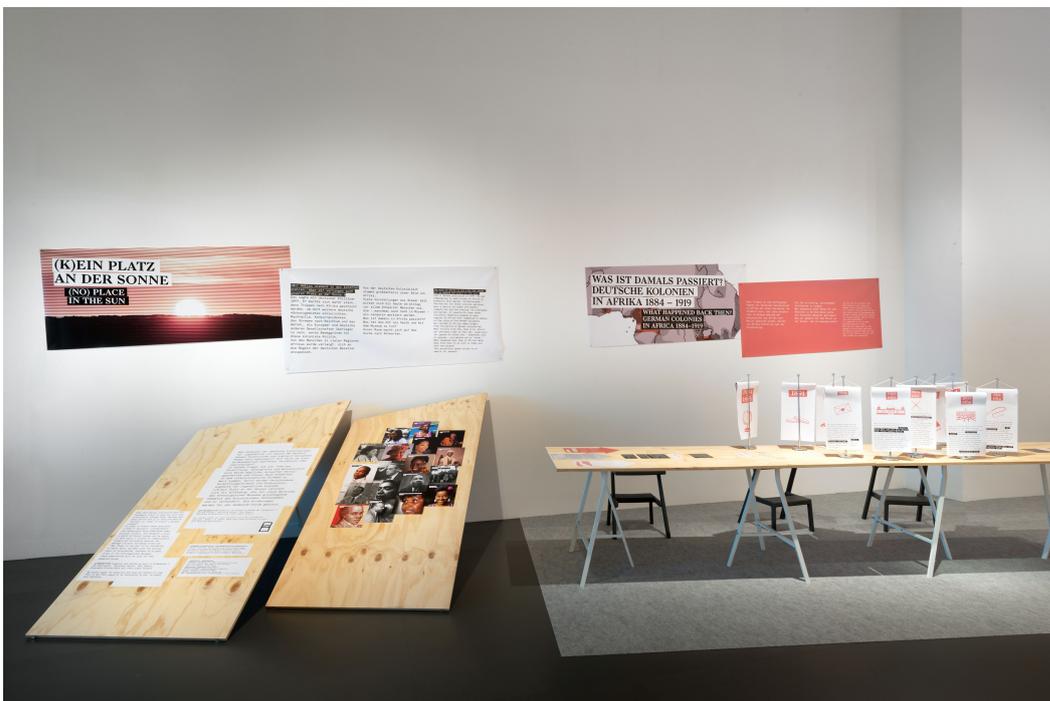
Die präsentierten Texte sind unabhängige AutorInnentexte und geben nicht in jedem Fall die Meinung des Humboldt Lab Dahlem wieder. Die Rechte liegen, wenn nicht anders angegeben, beim Humboldt Lab Dahlem. Hinweis für die PDF-Druckversion: alle Links sind auf den entsprechenden Unterseiten von www.humboldt-lab.de abrufbar.



Installationsansicht „(K)ein Platz an der Sonne“, Foto: Uwe Walter



Installationsansicht „(K)ein Platz an der Sonne“, Foto: Uwe Walter



Installationsansicht „(K)ein Platz an der Sonne“, Foto: Uwe Walter



BesucherInnen bei der Eröffnung, Foto: Sebastian Bolesch



BesucherInnen bei der Eröffnung, Foto: Sebastian Bolesch